

## **Inklusion schafft Diversity - Warum Gesellschaft und Unternehmen beides brauchen**

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

zunächst möchte ich mich bedanken, dass ich heute die Gelegenheit habe vor Ihnen unter dem großen Themenbereich der Inklusion zu sprechen.

Ich stehe hier stellvertretend für mehr als 2.500 sehbehinderte bzw. blinde Menschen. Die meisten von ihnen sind Menschen mit Mehrfachbehinderungen.

Wir, das sind ca. 2.000 Kolleginnen und Kollegen, begleiten diese Menschen in ganz Bayern und Thüringen beim Leben, Lernen und Arbeiten: - angefangen von unseren Frühförderungen, unseren schulischen Angeboten, der Unterstützung beim Wohnen und Leben, mit umfassenden therapeutischen Angeboten. Im Erwachsenenleben kommen als wichtige Unterstützung unsere Werk- und Förderstätten hinzu, die Teilhabe an Arbeit als wichtigen Lebensinhalt ermöglichen.

Unserer Schule – sie heißt nach unserem Gründer „Graf zu-Bentheim-Schule“ - wurde im vergangenen Jahr durch das bayerische Kultusministerium das Profil „Inklusionsschule“ verliehen.

Es ist in der Tat ein Förderzentrum, an dem viele sehr unterschiedliche Schülerinnen und Schüler aus 18 Nationen gemeinsam lernen:

Sehbehinderte Kinder und Jugendliche, die unsere Grund- und Mittelschule besuchen,

Schülerinnen und Schüler, die nach dem Lehrplan „geistige Entwicklung“ unterrichtet werden,

taubblinde und hörsehbehinderte Schülerinnen und Schüler – wir sind eines der wenigen Kompetenzzentren für Taubblindheit in Deutschland,

darüber hinaus begleiten wir Kinder, die neben ihren Behinderungen psychisch erkrankt sind und/oder einen hohen medizinischen Unterstützungsbedarf haben.

Seit 1998 haben auch Kinder und Jugendliche ohne Sehbehinderung die Möglichkeit unsere Schule zu besuchen. Damals hat sich der Begriff der „offenen Schule“ geprägt, die wir wirklich sind!

Es gibt einen für mich sehr berührenden Punkt im Jahr, wo diese Vielfalt der Schülerschaft richtig zu greifen ist:

es ist bei der Verabschiedung der SchülerInnen am Ende des Schuljahres. Da gibt es ein Ritual: unsere Schulleiterin, Frau Sandrock ruft jede/n einzeln nach vorne und überreicht zum Abschied eine Rose.

Was mich dabei jedes Jahr von Neuem beeindruckt: da sind zehnjährige, die uns verlassen, weil sie nach vier Jahren Grundschule eine weiterführende Schule besuchen.

Andere haben als 16-jährige den Quali in der Tasche und erzählen von der Lehrstelle, die sie im September antreten.

Mit 21 oder 22 Jahren verlassen uns am Ende der Berufsschulstufe junge Erwachsene in Richtung Bentheim Werkstatt, unsere Spezialwerkstatt.

Und Menschen mit intensiven komplexen Behinderungen stehen am Übergang zum Erwachsenenleben und finden in unseren Förderstätten Beschäftigung und ein zweites Lebensmilieu.

Ganz unterschiedliche Menschen also - mit ganz verschiedenen Lebens- und Schulbiographien.

Menschen, die sich alltäglich auf dem Pausenhof begegnen.

In Projekten gemeinsam lernen und dabei vor allem eines selbstverständlich erleben und einüben:

**Wie verschieden wir Menschen sind und dass doch ganz viel zusammen geht!**

Und darin eine schöne Erfahrung liegt. Bei uns gibt es beim Abschied häufig Tränen.

Diese kurze Momentaufnahme ist ein kleines Spiegelbild für eine inklusive, von Vielfalt geprägte Gesellschaft, auf die ich in meinem Vortrag, Ihre Aufmerksamkeit lenken will.

Ich habe nämlich nicht vor – wie Sie es von mir als Vorstand einer großen Stiftung für Menschen mit Behinderung wahrscheinlich erwarten - jetzt schwerpunktmäßig über die Inklusion von Menschen mit Behinderung zu reden. Und zwar deshalb nicht, weil damit von vornherein eine Einschränkung vorgenommen wird, die den Menschen mit Behinderung in Verhältnis setzt zur Gesellschaft – so als ob er oder sie gegenüber der Gesellschaft wäre und nicht selbstverständlicher Teil.

Um das zu begreifen, was aus meiner Überzeugung Inklusion für uns alle meint, dürfen wir unseren Diskurs nicht auf die Inklusion einzelner Bevölkerungsgruppen beschränken. Es geht nicht primär um Inklusion von Menschen mit Behinderungen oder die aktuelle Frage der Inklusion von Flüchtlingen. Es geht bei Inklusion vielmehr zuallererst und fundamental um eine Entscheidung, wie wir in dieser bundesdeutschen Gesellschaft insgesamt zusammenleben und zusammenleben wollen. Welches Bild wir vom Miteinander in dieser Gesellschaft, und ich gehe sogar darüber hinaus, welches Bild wir vom Miteinander in dieser Welt haben. Und für welches Gesellschaftsmodell wir einen Konsens entwickeln.

Die Ereignisse um den 3. Oktober, dem Tag der Deutschen Einheit, machen deutlich, wie aktuell diese Herausforderung ist. Aus meiner Sicht befinden wir uns gerade an einem zentralen Knotenpunkt in der gesellschaftlichen Debatte: jetzt werden entscheidende Weichen gestellt, welches Bild von Deutschland sich durchsetzt und dafür haben wir alle eine Verantwortung!

Dabei kann die Inklusionsdebatte – angestoßen durch die UN-Behindertenrechtskonvention – einen wesentlichen Beitrag leisten.

Ich möchte Sie zunächst einladen einen sehr persönlich gefärbten Rückblick in die gesellschaftliche Wirklichkeit meiner Kindheit zu werfen. Aber wenn ich im kurzen Überflug Ihr Alter middle, gehören viele von Ihnen -plus/minus- zu meiner Generation und teilen vielleicht ähnliche Erfahrungen:

Ich bin in den 60-er und 70-er Jahren in einem 900 Einwohnerdorf im Spessart aufgewachsen.

Ich war das vierte von fünf Kindern. Mein Vater war als Schreiner berufstätig und meine Mutter versorgte Haus und Kinder. Als dritte Generation lebte meine Großmutter mit im Haus.

In dem Dorf meiner Kindheit gab es fast ausschließlich katholische Familien. Es gab eine Handvoll evangelische Christen, die kirchengemeindlich zum übernächsten Ort gehörten, wo es eine evangelische Enklave gab. Selbstverständlich gingen fast alle am Sonntag geschlossen in die Kirche.

Die katholische Kirche war die normgebende Institution und Kraft:

Ich wusste von niemandem, der geschieden war. Von Menschen, die z. B. das gleiche Geschlecht lieben, geschweige denn dies öffentlich gezeigt hätten, war nicht einmal hinter vorgehaltener Hand die Rede.

So gut wie keiner aus meiner Schulklasse fuhr mit seiner Familie in den Sommerurlaub.

Meinen ersten „Ausländer“ lernte ich mit Cem in der vierten Klasse kennen, der mit seinen türkischen Eltern in unser Dorf zog. Dass er eine andere Religion wie wir hatte, registrierten wir als Kinder kaum.

Unabhängig davon wurden manche Familien im Dorf als Flüchtlinge bezeichnet, die sich aber in ihrer Sprache von uns nicht unterschieden und wie ich irgendwann mitbekam durch die Vertreibungen des 2. Weltkrieges zu uns kamen, aber 30 Jahre später immer noch dieses Etikett des Andersseins hatten. Es gab einen jungen Mann im Dorf, der das Down-Syndrom hatte und selbstverständlich dazu gehörte.

Und eine Frau, von der alle wussten, dass sie immer wieder nach „Lohr muss“ und die man als verrückt bezeichnete, die aber dennoch wohl gelitten war.

Unseren ersten Fernseher bekamen wir als ich zehn war anlässlich der Olympischen Spiele 1972.

Die Welt meiner Kindheit war also sehr klein – auf einen Radius von 30 km beschränkt: dort liegt Aschaffenburg, wohin wir als Großereignis mit dem Bus zum Einkaufen fahren.

Auch wenn bei Ihnen jetzt der Impuls entsteht, innerlich über den vermeintlich hinterwäldlerischen Spessart als Extrem dieser Zeit zu urteilen, glaube ich, dass damit sicher in Abweichungen die mehr oder weniger geschlossenen, sozialen Milieus unserer Kindheit gut beschrieben sind:

Das Nachkriegsdeutschland, die Adenauer-Ära war gekennzeichnet von solchen einheitlichen Lebensmilieus, wo das Einheitliche, das Gleiche zur beherrschenden Norm erklärt wurde:

Es war allen klar, wie man sein musste, um gesellschaftliche Akzeptanz zu erfahren. Dem galt es sich anzupassen und unterzuordnen u.a. auch, wenn man beruflich Karriere machen wollte. Wer sich in seiner Persönlichkeit, seiner Identität oder seines Lebensverhältnisses anders vorgefunden und entdeckt hat, war massiven inneren Konflikten und nicht selten auch erheblichen gesellschaftlichen Repressalien ausgesetzt. Als Beispiel möchte ich nur den Paragraphen 175 nennen, nachdem gleichgeschlechtlich liebende Menschen strafrechtlicher Verfolgung ausgesetzt waren, der erst im Jahr 1994 aus dem Strafgesetzbuch gestrichen wurde. Die Dominanz und der Einfluss der katholischen Kirche auf die Grundausrichtungen und vor allem die gesellschaftlichen Moralvorstellungen Nachkriegsdeutschlands, spielte dabei aus heutiger Sicht nicht immer eine glückliche Rolle.

Warum erzähle ich Ihnen das alles: weil es eine wichtige Folie ist für das Deutschland von heute – ein anderes Deutschland, mit dem sich ein unbemerkter Wandel vollzogen hat!

Wenn wir jetzt einen Zeiteinsatz in die 2000-er Jahre machen, leben und erleben wir gerade in den letzten zehn Jahren ein anderes Deutschland:

Zum ersten Mal deutlich wahrnehmbar wurde das mit dem Sommermärchen der Fußball-WM 2006 – und es schien so, als ob wir selbst und die ganze Welt

überrascht waren, weil wir auf einmal ein anderes Deutschland entdeckten und auch nach außen ausstrahlten:

Gastfreundlich, offen, unverkrampft feiernd – auch mit dem dritten Platz sich als Sieger fühlen. Ein neues WIR-Gefühl entstand, das sich auch in einem sich angenehm fühlenden wiedergefundenen Nationalbewusstsein spiegelte: auf einmal waren die Deutschlandfahnen überall präsent – aber verbunden mit einem anderen sympathischen Wir-Gefühl.

Dieses Wir-Gefühl, dieses andere Deutschland war auch mit den Händen greifbar im September 2015: die Bilder vom Hauptbahnhof München und den vielen spontanen Willkommengesten der Bevölkerung gegenüber den Geflüchteten, das immense bürgerschaftliche Engagement, das sich in vielen Initiativen auch nachhaltig verwurzelte, markieren einen historischen Meilenstein, der mit Deutschland Gastfreundschaft, große Hilfsbereitschaft, Achtung der Menschenrechte und Menschenwürde verbindet.

Ich kann Ihnen sagen, mich hat das so beeindruckt, dass ich das erste Mal in meinem Leben ganz bewusst das Gefühl hatte auf mein Land „Deutschland“ stolz zu sein!

Ich darf zu den Ereignissen des Herbstes letzten Jahres die Schriftstellerin und Überlebende des Holocaust Ruth Klüger zitieren, die 2015 im Bundestag zum Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz sprach. „Deutschland sei im Vergleich zu den Verbrechen während der Nazi-Herrschaft durch den Umgang mit den Flüchtlingen ein gegensätzliches Vorbild geworden.“ (SZ 13.02.2016, S.3)

„Ich bin eine von den vielen Außenstehenden, die von Verwunderung zu Bewunderung übergegangen sind“ Am Ende ihrer Rede nimmt sie Bezug auf Merkels Satz „Wir schaffen das“ und nannte den Satz „einen schlichten und dabei heroischen Slogan“.

Bei der internationalen Parlamentarierkonferenz für Religions- und Glaubensfreiheit in Berlin im September dieses Jahres hielt die Bundeskanzlerin selbst eine Grundsatzrede über die Religionsfreiheit und den Umgang mit Minderheiten. Darin

beschreibt sie genau das, was ich mit dem Anspruch und der Entwicklung hin zu einer inklusiven Gesellschaft verbinde:

Frau Merkel preist dabei die Freiheit anders zu sein. Sie ruft die Deutschen dazu auf, „Vielfalt als Gewinn zu begreifen“. Sie führt aus, zusammen mit den anderen Freiheitsrechten des Grundgesetzes gehöre die Religionsfreiheit zum Kernbereich dessen, was unser Land ausmacht und was uns lieb und teuer ist. Sie beschreibt, dass sich unser Land seit Inkrafttreten des Grundgesetzes in vielerlei Hinsicht – auch gesellschaftlich - gewandelt hat. Die Bundesrepublik sei ethisch, kulturell und weltanschaulich vielfältiger geworden“ – und mir drängt es sich auf dabei zu ergänzen „und das ist auch gut so!“ Erste Studien über die Flüchtlinge in Deutschland – so die Kanzlerin – würden zeigen, dass die überwältigende Mehrheit von ihnen die Toleranz und Religionsfreiheit hierzulande besonders schätze und erweist sich als Attraktivitätsmerkmal! Freiheitsrechte schützen, auch die Freiheit anders zu sein, als es sich die Mehrheit wünscht oder vorstellt.

Die Kanzlerin sagt: „Gelebte Vielfalt sei die logische Konsequenz von Freiheit. Sie zurückzudrängen hätte gravierende Folgen für unsere freiheitlichen Prinzipien, die wir im Lauf der Geschichte erst mühsam erstritten haben.“ (SZ 15.9.2016, S. 5)

Gelebte Vielfalt ist Ausdruck einer inklusiven Gesellschaft, in der jede und jeder in seinem/ihrer Sosein willkommen ist und einen selbstverständlichen Teil dieser Gesellschaft bildet.

Genau in diesem Geist ist auch die Unterzeichnung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen zu sehen, die postuliert, dass Menschen mit Behinderungen gleichberechtigte, selbstbestimmte, an allen gesellschaftlichen Prozessen teilhabende Bürgerinnen und Bürger sind. Auch die fast vollzogene rechtliche Gleichstellung von gleichgeschlechtlich liebenden Menschen und Paaren und das Verbot von Diskriminierung infolge der sexuellen Identität basiert auf diesem Werteverständnis:

Gelebte gesellschaftliche Vielfalt ist folglich Markenkern einer demokratischen Gesellschaft: Demokratie und Inklusion gehören wesentlich zusammen. Vielfalt gehört zu Deutschland! – In Abwandlung des Wulff-Zitats: „Der Islam gehört zu Deutschland.“

Inklusion ist deshalb weitaus mehr als ein verbrieftes Menschenrecht für Menschen mit Behinderung.

Es ist quasi ein demokratisches Grundprinzip, das **allen** Menschen einer Gesellschaft unabhängig von Herkunft, sozialer Schicht, Geschlecht, sexueller Identität, Behinderung u.U. die gleiche Anerkennung und Wertschätzung zukommen lässt – in der gemeinsamen Überzeugung, dass darin ein wesentlicher Bestandteil unserer Gesellschaft liegt.

Unsere Gesellschaft wird reicher durch Vielfalt aller Menschen, die in ihr leben! (So formuliert es die Montagsstiftung.) So entsteht das Bild einer Gemeinschaft die begreift, dass Anderssein die größte Stärke ist und wir alle voneinander profitieren, wenn wir voneinander lernen!

Alle, die in diesem Land leben haben eine Stimme,

Alle haben uns etwas zu sagen. Dafür müssen sie die Chance haben, sich aktiv zu beteiligen und an gesellschaftlichen Prozessen teilzuhaben. Der Abbau von Teilhabebarrrieren, egal für wen, ist deshalb im wesentlichen Demokratiearbeit.

Denn Demokratie sortiert Menschen nicht in arm oder reich –

auch nicht nach sozialer Herkunft

oder in behindert oder nicht behindert.

Inklusion ist deshalb die Konsequenz demokratischer Gesellschaften.

Inklusion meint Zugang zur Gesellschaft in all ihren Teilbereichen für alle.

Vielleicht ein hochgestecktes Ziel – manche nennen es eine unerreichbare Utopie.



Aber ich bin überzeugt eine Realvision, die schon lange nicht mehr nur Vision ist, sondern in hoffnungsvollen Ansätzen gelebte Wirklichkeit ist. Unsere Gesellschaft lebt heute eine andere Wertekultur als die, die uns in den 50-er Jahren und folgende bestimmt hat.

Ein Blick zu unseren skandinavischen Nachbarn, die uns in Sachen Demokratie und Inklusion der Verschiedenen meist eine Nasenspitze voraus sind, mag uns ermutigen, uns mit dem Erreichten noch nicht zufrieden zu geben. Wir sind noch lange nicht am Ende der Fahnenstange:

So hat Harald V., König von Norwegen, kürzlich mit folgenden Sätzen bei einer Feier für mehr Toleranz in seinem Land geworben. Die Rede wurde auf Facebook mehr als drei Millionen Mal angesehen und schaffte es zur Zitierung am 19. September in die Süddeutsche Zeitung (S.8).

Norweger – so König Harald - sind auch „Mädchen, die Mädchen mögen, und Jungen, die Jungen mögen und Jungs und Mädchen, die einander lieben“ „Norweger glauben an Gott, Allah, alles und nichts“.

König Harald weiter: „wir alle sind Norwegen! Meine größte Hoffnung für unser Land ist, dass wir es schaffen werden aufeinander acht zu geben und uns umeinander kümmern, dass wir unser Land schöner machen, indem wir Vertrauen ineinander haben, solidarisch und großzügig sind!“

Rein zahlenmäßig stimmt das auch für Deutschland: 35% aller Bürgerinnen und Bürger gehören offiziell keiner Religion mehr an, knapp 29 % sind Katholiken, 27 % Protestanten. Der Anteil der Juden unter uns beträgt 0,23 % und der Anteil der Muslime wird unterschiedlich auf 2,4 bis 5,5 % geschätzt.

Dabei meint Inklusion auf keinen Fall Gleichmacherei. Es geht um egalitäre Differenz, die Menschen trotz ihrer Unterschiedlichkeit gleichberechtigt und in gleicher Wertschätzung leben lässt.

Das ist die eine Seite der Medaille: Die Akzeptanz, der große Respekt des Anderssein, die in der Vielfalt Bereicherung sieht.

– genauso wichtig ist die andere Seite:

damit aus dem Zusammenwirken der vielen Unterschiedlichen etwas Gutes/ein Mehrwert entsteht, bei dem das Ganze mehr ist als die Summe der Einzelnen, braucht es einen inneren Zusammenhalt, braucht es Gemeinschaftstiftendes.

Dieser Gedanke ist ein ganz alter: wir finden ihn schon in der Bibel wieder, wo von Pfingsten als dem Wunder erzählt wird, dass sich Menschen trotz der unterschiedlichen Sprachen, die sie sprechen, untereinander verstehen, weil der eine Geist sie eint. Und lassen Sie mich als Theologe noch den Galaterbrief 3,28 zitieren, wo Paulus sagt: es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau, denn ihr alle seid „einer“ in Christus Jesus. Natürlich leugnet Paulus damit nicht die Verschiedenheit, aber sie wird nicht zum Definierenden und Trennenden – es geht um Einheit in Vielfalt.

Beim Neujahrsempfang der Diözese Würzburg 2016 brachte das die Gastrednerin Frau Prof. Grütters, Staatsministerin für Kultur und Medien auf den Punkt:

**Es ist eine der größten zivilisatorischen Errungenschaften das Gemeinsame über das Trennende zu stellen.**

Die Frage, die sich für uns daraus ergibt: Was ist der einende Geist, der uns als demokratische Gesellschaft und darüber hinaus als Weltgemeinschaft verbindet?

Aus meiner Sicht kann das nur über einen gemeinsamen Konsens bezüglich unserer Werte geschehen. Dass wir als Gesellschaft, als europäische Gemeinschaft und als Weltgemeinschaft zu einer Wertegemeinschaft werden, die uns von innen zusammenhält. Inklusion ist deshalb von ihrem Grunde her in der Haltung, den Einstellungen und Wertorientierungen von Menschen und Gesellschaften verwurzelt.

**Inklusion entsteht in unseren Köpfen und Herzen oder wird dort verhindert!**

Einen wesentlicher Schlüssel hierfür, ist die Anerkennung und die innere Verpflichtung Aller, die Menschenrechte gemeinsam zu verwirklichen.

Daraus ergeben sich Grundgesetze und Grundregeln für unser Zusammenleben, die jede/r verbindlich zu achten und einzuhalten hat. – Anerkennung der Vielfalt heißt

nicht, dass jede/r machen kann was er will. Dass ist etwas ganz anderes als die „Leitkultur“, die die AfD fordert.

Mit der Forderung nach kultureller Einheitlichkeit des Landes, bedroht die Partei nicht nur Zuwanderer, sondern jeden einzelnen Deutschen in seiner Lebensweise. (Jens Jessen „Sprengstoff Leitkultur“, Zeit vom 22.09.2016, S. 39)

Übertragen auf unsere Zeit, auf unsere bundesdeutsche Gesellschaft und die Weltgemeinschaft kann die Vision von einer inklusiven Gesellschaft und die Vision von einer inklusiven Welt heißen: sich von einer globalisierten Gesellschaft und Welt, die wir schon lange sind, hin zu einer inklusiven Gesellschaft und Welt zu entwickeln.

Von der wir frei nach Paulus sagen können: ob Du jung oder alt bist, einheimisch oder geflüchtet, behindert oder nicht behindert: Du bist ein wichtiger Teil dieser einen Gesellschaft – ohne Dich sind wir nicht ganz!

Auf unser Zusammenleben auf dieser Erde bezogen, ist dies im Weltzukunftsvertrag 2030 beschrieben. Auma Obama, eine Halbschwester des amerikanischen Präsidenten und eine Kämpferin für ein gleichberechtigtes Zusammenleben aller Völker auf dieser Erde, betont in diesem Zusammenhang:

Wir müssen uns von der globalen Welt, die wir schon lange sind, hin zu einer inklusiven Welt entwickeln, in der die Länder dieser Erde auf Augenhöhe miteinander partnerschaftlich umgehen und es eine gemeinsame Verantwortung für alle gibt. Wir können heute nicht mehr so tun, als ob uns nicht interessiert, was in den sogenannten armen Ländern passiert. Die Flüchtlingskrise zeigt, wie schnell uns solche Versäumnisse und Fehleinschätzungen einholen. Entwicklungsminister Müller sagt deshalb vor dem Abflug zum Gipfel der Vereinten Nationen im September 2015: „Die Flüchtlingskrise zeigt uns gerade auf dramatische Weise, wie eng wir auf unserem Planeten inzwischen voneinander abhängig sind. Es gibt keine erste, zweite oder dritte Welt mehr – es gibt nur noch EINE Welt, für die wir alle unsere Verantwortung tragen.“

Darin liegt aber – wenn wir die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen dieses Jahres in Europa und auch in Deutschland ernstnehmen - eine ungeheure gesellschaftliche Herausforderung, die die Vision und die Bemühungen auf dem Weg hin zu einer inklusiven, weltoffenen Gesellschaft bedrohen:

Das Trennende, das Abschottende scheint sich wieder durchzusetzen. Mit der Angst vor dem und den Fremden und dem Anderssein von Menschen wird Politik gemacht und wenn man sich die erschreckenden Ergebnisse der AfD anschaut, auch Wahlen gewonnen. Ein neuer, abgrenzender Nationalismus beschädigt unsere Gesellschaft und die Europäische Gemeinschaft. Den pöbelnden Pegida nahen Demonstranten von Dresden geht es im Innersten eben nicht um Deutsche Einheit, sondern um graue Uniformität und Ausgrenzung aller, die anders sind.

Der in diesem Jahr verstorbene Historiker Fritz Stern, der als Jude viele Angehörige durch den Holocaust verlor und selbst nach Amerika emigrierte, deutete es in einem seiner letzten Interviews so:

„Ich fürchte, ja ich glaube wir stehen vor einem Zeitalter der Angst, der weit verbreiteten Angst, die politisch gesehen von rechts aussen ausgenutzt wird und er konstatiert, dass die „alte German Angst“ zurückkehren könnte.

Und in der Tat wirkt es - markiert mit den so irritierenden Ereignissen der Silvesternacht – als ob mit 2016 aus einem so zuversichtlichen, weltoffenen Land, zu dem wir uns in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben, wieder eine verunsicherte Nation werden könnte.

Dabei bestätigen mehrere Studien, dass die meisten Deutschen die Vielfalt bejahen und gleiche Rechte für Angehörige von Minderheiten fordern, quasi inklusiv denken. Dass inkludierende Vielfalt wesentlich zu einem demokratischen Deutschland gehört, beschworen alle Rednerinnen und Redner des 3. Oktober.

Heribert Prantl, der Chefredakteur der Süddeutschen Zeitung, nennt für Deutschland die Aufgabe der Inklusion der Flüchtlinge und der Menschen mit Behinderungen als **die Herausforderung eine neue deutsche Einheit** herzustellen. Er ermutigt dabei an die Möglichkeit des Erfolges zu glauben, weil uns dies z. B. nach dem 2. Weltkrieg mit vielen Kriegsflüchtlingen, nach der Wiedervereinigung 1989 und auch bei der

Integration vieler Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion schon mehrmals gut gelungen ist. Wir sind erfahren immer wieder neu, Einheit zu schaffen!!

Wir können das! Ja wir schaffen das!

An diesem Punkt möchte ich zum zweiten Teil meines Vortrages übergehen, weil ich hier einen inneren Zusammenhang und die zentrale Verantwortung und Chance von Unternehmen sehe.

Viele von Ihnen sind in unterschiedlichster Weise in unternehmerischer Führungsverantwortung oder beraten Unternehmen.

Es ist meine tiefste Überzeugung, dass Unternehmen, Betriebe einen ganz großen Anteil daran haben, ob es uns als Bundesrepublik gelingt eine inklusive, bunte Gesellschaft zu werden. Unternehmen sind nämlich die Realorte, wo unterschiedlichste Menschen ganz alltäglich zusammenwirken können – hier kommen sie zusammen: die Alten und die Jungen, Männer und Frauen, Menschen mit und ohne Handicaps, Menschen, die das gleiche Geschlecht lieben oder das andere, Menschen, die ihre Wurzeln in Deutschland haben und Menschen, die aus anderen Ländern zu uns kommen.

In Unternehmen arbeiten sie an einer gemeinsamen Aufgabe und einem gemeinsamen Auftrag.

Das ist schon das erste Verbindende, das in seiner Langzeitwirkung nicht unterschätzt werden darf.

Kommt dabei noch hinzu, dass der innere Zusammenhalt des Unternehmens durch eine Wertekultur geprägt ist, die im Zusammenwirken vieler Verschiedener einen wirklichen Mehrwert, ja einen Erfolgsfaktor sieht, können inklusiv arbeitende Unternehmen zu einem Modell und zu Säulen einer inklusiven Gesellschaft werden.

Viele moderne Unternehmen haben erkannt, dass die Vielfalt/Diversity ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein wesentliches Erfolgskriterium ist: Diversity-Management schafft Inklusion der Verschiedenen. Deshalb sind Unternehmen, die

die Vielfalt ihrer Mitarbeiter betonen und von dieser Vielfalt leben, ein wesentlicher Bestandteil demokratischer, inklusiver Gesellschaften.

Sie haben deshalb eine hohe Bedeutung und Mitverantwortung, ob unsere Gesellschaft sich zu einer inklusiven und damit wirklich demokratischen Gesellschaft weiterentwickelt.

Unsere Unternehmen sind damit **demokratierelevant!!**

Aus meiner Sicht sind von Diversity geprägte inklusive Unternehmen in ihrer Vorbildwirkung von ganz großer gesellschaftlicher Bedeutung. Ich glaube z. B., dass die Ausstrahlung unserer von Vielfalt geprägten Nationalmannschaft oder hier lokal der Würzburger Kickers einen ganz wesentlichen Beitrag leisten, dass in den Köpfen der Menschen diese Weltoffenheit wächst.

Beim Unternehmen Fußball ist es so offenkundig: es ist wichtig, dass jemand gut Fußball spielen kann und seine soziale oder nationale Herkunft ist zweitrangig. Den damit verbundenen Erfolg erleben aber auch Unternehmen, die verschiedenste Menschen mit unterschiedlichsten Begabungen zu einer Aufgabe zusammenführen, wenn es ihnen gelingt aus den Verschiedenen eine Mannschaft zu entwickeln, die mit einem gemeinsamen Ziel und mit einem Mannschaftsgeist zusammenarbeiten.

Darin sehe ich eine wesentliche Führungsaufgabe der Unternehmensverantwortlichen: die Vielfalt in einem gemeinsamen Auftrag zu einer Unternehmensgemeinschaft zusammenzuführen. Analog zu dem, was ich für den gesellschaftlichen Prozess der Inklusion beschrieben habe, haben dafür die Unternehmenskultur und die gemeinsamen Unternehmenswerte eine hohe Bedeutung. Sie sind der innere Kitt, der alles zusammen hält!! Und zu einer gemeinsamen Haltung und Überzeugung führt: **Wir zusammen** schaffen das!!!

(Warum hat uns das „Yes we can“ in Obamas erstem Wahlkampf so emotional angesprochen und lassen zu, dass das „Wir schaffen das“ Angela Merkels banalisiert wird?)

Wenn das gelingt, entsteht ein innerer Zusammenhang zwischen Unternehmenserfolg und gelebter Vielfalt in einem von Diversity geprägten inklusiven Unternehmen.

Ich meine diesen Unternehmenserfolg durchaus auch wirtschaftlich, so wie ich überzeugt bin, dass inklusive, demokratische Gesellschaften nachhaltig ebenfalls wirtschaftlich produktive Gesellschaften sind. Michael Hüther, der Leiter des Instituts der deutschen Wirtschaft beschreibt das so:

„Die Arbeitswelt wird auch deswegen bunter, weil die Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften weit voran geschritten ist, die Diskriminierung von Lebensentwürfen sanktioniert wird und die Inklusion behinderter Menschen in das Beschäftigungssystem rechtlich weiter geführt wird. ... Die gestiegene Erwerbsbeteiligung von Frauen und Älteren hat die gesellschaftliche Realität verändert. Deutschland steht besser da, als die meisten OECD Mitgliedsländer (Artikel der unbemerkte Wandel).

Hüther bringt dabei die anhaltende wirtschaftliche Stabilität in Deutschland, das sich deutlich artikulierende bürgerschaftliche Engagement und die beachtliche gesellschaftliche Offenheit in einen inneren Zusammenhang: seit 2000 hat sich in relativ enger Zeitspanne ein gesellschaftlicher Paradigmenwechsel vollzogen. Er speist sich aus einer Vielzahl gesetzlicher Änderungen sowie politischer Initiativen und ist in der Gesamtheit weit mehr als deren Addition. Es ist eine schleichende Revolution bislang unbemerkt und versteckt in Einzelthemen.

Im Zuge des Flüchtlingsstroms zeigte sich diese grundlegend veränderte gesellschaftliche Disposition mit dem gemeinsamen Nenner: eine Modernisierung des gesellschaftlichen Lebens, die mehr Potenziale, mehr Offenheit und mehr Vielfalt schafft.

Meine Damen und Herren – ich bin kein Politiker aber Sie spüren meine Leidenschaft für dieses Thema. Ich glaube wir befinden uns in einer ganz zentralen Phase unserer gesellschaftlichen Entwicklung. Wir dürfen nicht zulassen, dass unser weltoffenes, tolerantes Deutschland durch nationalistische Gruppierungen ausgehöhlt wird. Dafür haben wir eine gemeinsame Verantwortung und es gilt, dafür Farbe zu bekennen.

Oder wie es der Träger des Würzburger Friedenspreises, Burkhard Hose, in seinem gestern erschienenen Buch formuliert: „Aufstehen für ein neues WIR!“

Für die Blindeninstitutsstiftung gehört die Wertschätzung der Vielfalt der Menschen von ihren Ursprüngen her wesentlich zu unserer Unternehmenskultur: Unser Gründer Graf Moritz zu-Bentheim-Tecklenburg-Rheda war ein zutiefst vom Humanismus geprägter Mensch. In den Grundstatuten hat er den Respekt und die Toleranz vor dem Anderssein grundgelegt: er hat damals die katholischen Ordensfrauen in der Erziehung der blinden Kinder angewiesen, „die Zöglinge Ihrer Religion und Konfession“ zuzuführen. Es war ihnen also verboten, die jüdischen oder protestantischen Kinder und Jugendlichen für den katholischen Glauben zu gewinnen. Diese Haltung, den anderen so zu akzeptieren, wie er oder sie ist, prägt uns bis heute. Es hat in der Geschichte der Blindeninstitutsstiftung nie eine Rolle gespielt, ob ein Mitarbeiter, auch in hoher Leitungsverantwortung, verheiratet, geschieden, homo- oder heterosexuell ist – aber was von allen neben ihrer fachlichen Qualifikation erwartet wird: dass sie eine menschlich zugewandte, wertschätzende Grundhaltung dem Menschen mit Behinderung gegenüber einnehmen und sich seinem Wohl verpflichtet fühlen.

Ich danke Ihnen sehr, dass ich vor Ihnen sprechen durfte und verabschiede mich mit einer Bilderreihe, die Ihnen noch einmal die Vielfalt der Menschen nahe bringen möchte, für die die Blindeninstitutsstiftung steht.

*- es gilt das gesprochene Wort -*